Zeitschrift: Trans : Publikationsreihe des Fachvereins der Studierenden am Departement Architektur der ETH Zürich

Herausgeber: Departement Architektur der ETH Zürich

Band: - (2004)

Heft: 13

Artikel: Reibung schafft Identität : ein Gespräch mit Daniele Marques

Autor: Schacke, Janet / Marques, Daniel

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-919184

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Reibung schafft Identität

Ein Gespräch mit Daniele Marques

Janet Schacke

trans: Die Thematik transify beinhaltet auch z.B. den Rückbau von Stadtteilen wie in Ostdeutschland und die Umnutzung von Quartieren– sehen Sie da Parallelen zur Schweiz?

Daniele Marques: Ich denke, dass die Schweiz ein Spezialfall ist, was die Organisation des Städtebaus betrifft. Die Schweiz ist sehr dicht bebaut, sie hat daher andere Probleme als z.B. die neuen Bundesländer in Deutschland, mit den teilweise sehr undichten Bereichen. In Österreich ist die Landschaft omnipräsent und es gibt wenige Metropolen. In der Schweiz ist es so, dass vom Bodensee bis Genfersee praktisch alles verbaut ist. Nicht so dicht strukturiert, weil das politische System mit den Gemeindeautonomien es nicht zugelassen hat, aber eigentlich sind es faktisch längst urbane Strukturen. Diese sind zwar nicht im realen Raum erkennbar, aber sicher in der Elektronik, in der Kommunikation, in den wirtschaftlichen Beziehungen- es sind Netze, die die Schweiz weit über die Landesgrenzen hinaus verbinden. Natürlich stellen diese auch eine Art von sich verändernden Stadtstrukturen dar, aber es ist ein anderer Fall als in Ostdeutschland.

Wenn man in diesem Bezug von Landflucht spricht, meint man ja die Flucht vom Lande in die Stadt, dies ist in der Schweiz auch so. Sichtbar wachsen hier die Städte seit circa 30 Jahren wieder. Ob das mit einem tiefer greifenden ökonomischen Verständnis oder einer gesamtheitlichen Betrachtungsweise zusammenhängt, kann ich nicht beurteilen. Pragmatisch betrachtet ist eine Zersiedelung einfach unglaublich kompliziert und unökonomisch. Das Gebiet ist nicht mehr attraktiv, man muss mit dem Auto zum Arbeitsplatz fahren, steht überall im Stau. Nur Stau, Stau, Stau, aber für einen öffentlichen Verkehr sind dichtere Strukturen nötig, damit es wirtschaftlich ist und so ein Gefährt alle 10 Minuten losfahren kann. Demnach ist es eine logische Entwicklung, dass man sich mehr auf die Städte konzentriert.

trans: Gibt es innerhalb der schweizer Städte Industriegebiete die sich oder die Stadt verändern?

D.M.: Das gibt es vor allem in Zürich, diesbezüglich ist dort in den letzen 10 Jahren viel passiert. Es hat aber auch beeindruckende Entwicklungen im Ausland z.B. in Barcelona gegeben. Dort hatte man nach dem Francismo begonnen, die Industriegebiete, die fleckenweise aus historischer Sicht in die Siedlungen gewachsen waren, mit einem Generalplan auszurichten und dann diese Stadteile als Subzentren neu zu nutzen. Ich denke sogar, dass Vorbilder wie Barcelona auch uns nachhaltig beeinflusst haben. Auch glaube ich, dass eine solche Entwicklung von der Geschichte der Städte abhängt. Basel z.B. hat immer noch eine sehr kräftige, wirtschaftlich intakt Industrie, daher gibt es auch nicht diese Industriebrachen wie in Zürich. Es gab wahrscheinlich andere Industriestrukturen in Basel, die auch heute noch ganze Quartiere für ihre Gewerke benötigen. Die Entscheidung der Stadt Basel, die Messe in der Stadt zu behalten, ist ein Entscheid, der dafür spricht, dass man sich für eine gemischte Stadtnutzung entschieden hat- nicht eine dezentralisierte- da Wohnen, dort Arbeiten. Genau dass passiert jetzt ein bisschen in Zürich durch diese Umwandlung. Die Stadt gewinnt an Dichte, an Wohn- und Bürodichte, die aber in gewissen Quartieren ein Problem darstellt, da eine ausreichend feingliedrige Dutchmischung noch nicht möglich ist. Es teilen sich einige Strassen blockweise in Wohnen und Arbeiten, wie z.B. in Oerlikon. Solche Tendenzen sind aber von Stadt zu Stadt ganz verschieden, da diese von der Geschichte abhängen.

trans: Gibt es eine ähnliche Entwicklung in Luzern?

D.M.: In Luzern gab es praktische keine Industrie. Es gab das so genannte Tribschenquartier- das ursprünglich als Quartier für Gewerbebauten auf Zeit angelegt war. Schon im 19. Jahrhundert hatte die Stadt einen Städtebauwettbewerb für das Tribschenquartier (auf der anderen Seite des Bahnhofs, also ausserhalb von Luzern) ausgeschrieben, es sollte in die Stadtentwicklung eingebunden werden. Allerdings konnte sich die Stadt nicht in dieser Richtung weiterentwickeln, da die Eisenbahn einen eisernen Gürtel bildete, der diesen Bereich Luzerns

abteilte. Dennoch hatte die Stadt bis in die 60er Jahre das Gelände behalten- es war in öffentlichen Besitz, um dort einmal Industrie/ Stadt zu entwickeln. Industrie hat sich dort aber nie angesiedelt, nur partiell lokales Gewerbe.

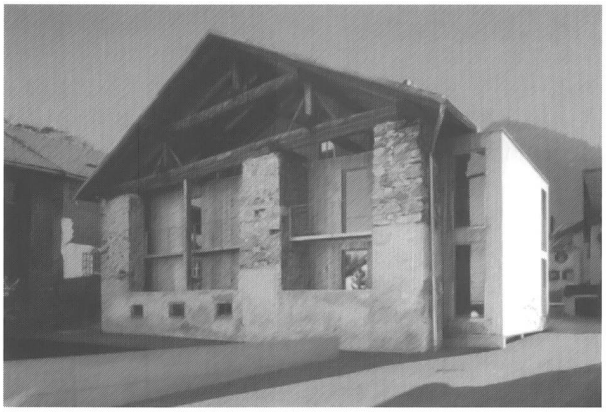
Die Bahn wurde in Luzern zweimal angelegt, 1850 und 1896, wenn man sich einmal überlegt, was das für eine Stadt bedeutet: zweimal die Bahnlinie zu bauen, und aus heutiger Sicht hatte man nur einen noch grösseren eisernen Gürtel gebaut. Und eben jenseits dieses Gürtels liegt das Tribschenquartier. Dort wird heute das Projekt "Wohnen in Tribschen" lanciert, von der Stadt mitfinanziert, um wieder Wohnraum in die Stadt zu bringen. Die Stadt Luzern muss wachsen, nachdem sie in den letzten 30 Jahren geschrumpft war.

trans: Aber wie geht man dann mit dieser historischen Bausubstanz um?

D.M.: In diesem Quartier gibt es nur wenig wirklich historische Bausubstanz, weil es eben Bauten waren die auf Zeit bewilligt waren. Für die wenigen historischen Gewerbebauten setzen sich nun der Heimatschutz und einige Architekten ein. Diese sollen erhalten werden und dem neuen Wohnquartier eine historische Dichte geben. Allerdings braucht man auch eine nutzungsmässige Dichte, neben Wohnungen sollten die Gewerbebauten auch noch Gewerbe beherbergen.

Brachen wie z.B. in Zürich, sind für Architekten und Leute interessant, die attraktiven Wohnungsbau suchen. Spannend ist der Umgang mit der alten Bausubstanz, dort sind Räume vorhanden, die man heute vielleicht gar nicht mehr so bauen würde. Hohe Räume, die man heute nicht mehr bauen würde, weil es sich nicht rentiert und für Wohnungen auch gar nicht notwendig wären. So denken wir leider heute. Auf der anderen Seite muss man sehen, dass Zürich die Probleme eben dieser Umnutzung von ganzen Indutriequartieren bewältigen muss. Man will die Brachen behalten und umnutzen und andereseites ist der Luxus von solch gossen Hallen ein grosses Problem. Dort ist praktisch nichts, was man verschleifen kann. Im Gegenteil, sie tragen zur undichten Situation bei.

Betrachtet man die Investorenseite hat Städtebau auch etwas mit Dichtenlogik zu tun- wo investiert man, wie schnell und wie wird etwas gebaut, wie schnell wächst etwas, rentiert sich und wie entsteht Durchmischung. Dies alles ist ein enges Geflecht von Bedingungen: die Wirtschaft, die Architektur und das private Eigentum sind im Städtebau ganz wichtige Elemente, diese lassen die Stadt interessant werden oder nicht. Ich denke da an das Toni-Areal in Zürich, auch eine Brache, die man versucht umzunutzen. Was passiert aber, wenn es von der wirtschaftlichen Seite her nicht funktioniert? Wenn es zu teuer ist und dadurch nur ganz bestimmte Nutzungen möglich sind? Am Schluss nur noch hochpreisige Singlewohnungen bleiben? Sie sind zu teuer, so dass sich nur eine ganz kleine Schicht diese Wohnungen leisten kann- dies ist gleich bedeutend mit einer Entmischung der Brachen. Betrachtet man die Langstrasse, ergibt sich eine ähnliche Situation. Das sind zwar ganz andere Leute, das Problem ist das gleiche- in diesen Quartieren gibt es kaum eine Durchmischung, es entstehen keine wirklichen Stadtgeflechte. Es ist also ein sehr komplexes Thema, nicht nur ein spannendes architektonisches. Architektur wächst mit dem Organismus der Stadt, lebt mit den Menschen und bahnt sich so ihren Weg durch die Entwicklungen. Die Entwicklungen z.B. in Eichstett von Schattner oder in Vento von Scarpa, die dialektische Beziehung zwischen Neu und Alt, bei der man klar abgrenzt zwischen alter und neuer Bausubstanz, und das Alte auch noch mal erklärt, sind Ansätze, die vielleicht in den 60er Jahren wichtig waren, heute sind sie nicht mehr so von Bedeutung. Heute sind Lösungen für komplexe Zusammenhänge gefragt, bei denen wirtschaftliche und gesamtstädtische Sied-lungstendenzen mit ihren Problemen Berücksichti-gung finden. Bei dieser Alt-Neu-Diskussion müssen Lösungen entstehen, die vielschichtig und vielleicht zum Teil widersprüchlich sind- bei denen man renoviert, anbaut, bewusst nicht absetzt oder einfach pragmatisch dazusetzt. Dies kann auch im transformatorischen Sinn sein, dass sich ein Altbau zu einen Neubau verändert. Für dieses Weiterbauen gibt es in der Historie genügend beeindruckende Beispiele.



Stallumbau zu einem Ferienhaus in Bergün, 1994-1996

Hofansicht Einfamilienhaus Meggen nach Umbau, 2001

trans: Das Thema weiterbauen wurde von Ihren in vielfältiger Weise bearbeitet. Betrachtet man den Stallumbau in Bergün: Ist dies ein klarer dialektischer Umgang, wie kam es zu dieser Lösung?

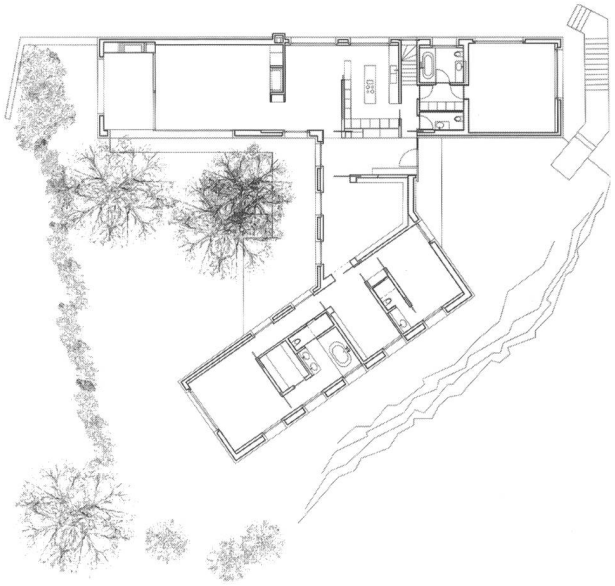
D.M.: Das war ein Beispiel, das im Dialog mit der Denkmalpflege erarbeitet wurde. (Der Kanton Graubünde hat sich schon sehr früh mit der Denkmalpflege auseinandergesetzt, hat daher eine entsprechend starke und einflussreiche.) Anhand von zwei erarbeiteten, stark unterschiedlichen Vorprojekten hatten wir Tendenzen aufgezeigt, wie ein Umbau aussehen könnte. Ein Projekt war der dialektisch Bezug alt und neu, dass war ein Verhalten welches die Denkmalpflege sehr interessant fand. Der 2. Entwurf sah vor, den Stall von aussen mit dünnen Holzbrettern zu isolieren, die eine Schutzschicht mit dahinter liegender Isolation bilden sollten. So die krummen Mauern nachzeichnen und aussen ein abgeschliessbares Haus abbilden. Nur wenn die Fensterläden geöffnet gewesen wären, die Fenster zum Vorschein kommen wären, wäre daraus ein Wohnhaus geworden. Im Inneren hätte man den Stall erfahren. Diese beiden Projekte haben wir eingegeben. Nach einem intensiven Dialog mit der Denkmalpflege war es dennoch so, dass sich diese mit dem dialektischen Ansatz viel besser identifizieren konnte. Für mich gab es immer mehrere Möglichkeiten.

Das Projekt, welches letztlich gebaut wurde, ist sehr plakativ. Das Problem an dieser Art ist, dass die Bauten so auf eine unnötige Art und Weise monumentalisiert werden, nicht im Sinne des monumentalen, sondern im Sinne des besonderen Gebäudes, es wird ausgestellt. Der Stall wird durch dieses dialektischen Verhalten zum Monument, zum Bautypen stilisiert. Vorher war er ein normales Gebäude- eines von vielen. Das ist ein Problem. Bei einem öffentlichen Bau ist es kein Problem, z.B. bei einem Museum, da kann es sogar ein Element sein, um sich von der Stadt abzuheben, eine besondere Haltung einzunehmen- aber für ein Ferienhaus?

Bei einem Umbau in Meggen haben wir genau das Gegenteil gemacht. Das Haus ist ein Altbau aus den 60er Jahren mit einem sehr schönen alte Baumbestand und einer interessanten Umgebung. Das Thema altneu war daher vollkommen uninteressant. Spannend war hingegen, den Bautypus so zu verändern, dass er den heutigen Bedürfnissen angepasst wird. Den Bestandsgrundriss mit seinem gefangenem Gangsystem und der unbewältigten Gestaltung der inneren Struktur gegenüber der angelegten Geometrie des Gebäudes galt es zu überdenken. Eine moderate 60er-Jahre-Moderne, mit Sockel und verputztem Volumen.

Unser Umbau zeigt die heutigen Fragestellungen- die Suche nach kompakten, energetisch weniger abstrahlenden Gebäuden. Der Grundriss wurde völlig anders geordnet, indem man in der Mitte den Eingang organisierte und so ein Ort entstand zwischen Innen und Aussen mit einem durchgängigen Sandsteinboden in diesem Bereich, der einen Bezug zwischen den beiden Aussenräumen schafft. Auch das Hineinkommen in die zwei seitlichen Bereiche wurde völlig neu gegliedert. Es ergibt sich ein Kreuzgangmotiv mit einem inneren Gang. Der Hof ist begehbar, bei allen Fenstern wurden die Brüstungen abgebrochen, raumhohe Schiebefenster ermöglichen das Öffnen des Kreuzgangs zum Garten. Es entstand ein ganz andere Art von Leben in diesem "alten" Gebäude, welches auch architektonisch seinen Ausdruck in der Straffung der Oberfläche fand. Die Umgestaltung der Aussenanlagen, die Freilegung des verwachsenen Bauplatzes, um den Bezug zu den Felsen in der Landschaft wieder herzustellen, all dies ist ein Weiterbauen.

Ich glaube es ist falsch, wenn man aus einem architektonischen Programm, einer Rezepthaltung heraus eine Architektur entwickelt. Architektur funktioniert viel komplexer, man muss herausfinden was die Bedürfnisse sind und versuchen, daraus eine Form zu generieren. Eine Form, die dem dient und nicht umgekehrt ein Objekt, das



oben: Innenansicht Einfamilienhaus Meggen nach Umbau, 2001
rechts: Grundriss: Einfamilienhaus in Meggen, 2000

dann da steht und sich im Hochglanzformat publizieren lässt. Dass interessiert mich nicht.

trans: Noch einmal zu Ihre Stallprojekt: Wie empfanden sie die Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege?

Ich kann da gar keine wirkliche Bewertung über eine solche Zusammenarbeit abgeben. Allerdings kann ich sagen, dass ich prinzipiell der Meinung bin, dass solche Reibungsflächen einem Projekt gut tun. Durch diese Komplexität gewinnt das Produkt an Identität. Diese entsteht nicht allein durch den Autor, sondern durch die Überlagerung der heutigen Situation mit der Wirtschaft, kulturellen Ansprüchen, dem Bauherren, den Baugesetzen usw. Vielleicht kann man fragen wo ein Gewinn für Identität möglich ist, eben aus dieser Reibungsfläche heraus- die auch durch Behörden, Baugesetze und auch der Denkmalpflege entsteht. Sie alle stehen für eine Art von festgehaltener Tradition und dargestellter Sichtweise der Gesellschaft zum heutigen Zeitpunkt.

So lästig diese Auseinandersetzung auch manchmal ist, führt sie doch zu neuen Erkenntissen. Ich denke da z.B. an unser erstes Haus- ein Einfamilienhaus. Laut Baugesetz musste dieses unbedingt ein Giebeldach haben. Das war für mich eine so spannende Aufgabe- wann hatte ich denn im Studium an der ETH mal ein Satteldach gemacht? Durch die Auseinandersetzung mit den Baugesetzen hat die Architektur hier gewonnnen. Sonst wäre wahrscheinlich ein kleiner Marques- der noch nicht reif genug war- herausgekommen. Ich geniesse diesen Widerstand, solch eine Entwicklung generiert Kraft aus den Widerständen heraus. Und unter diesen Gesichtpunkten sehe ich auch die Zusammenarbeit mir der Denkmalpflege Graubünden. Rein vom Prozess her hätte mich der andere Entwurf wahrscheinlich mehr interessiert.

trans: Wenn Sie in diesem Kontext die Ausbildung des Architekten betrachten, welche Rolle spielt diese?

Architektur ist unheimlich komplex- deshalb packt sie mich auch immer noch. Man wächst, hat immer mehr Erfahrung, und je mehr man weiss, um so spannender wird es- eine endlose Geschichte. Man kann weiter und weiter gehen und steht dennoch vor unzähligen Fragen. Die Ausbildung ist daher unheimlich wichtig, die Studenten müssen sich ihrer Verantwortung der Gesellschaft gegenüber bewusst werden, das ist das Wesentliche. Es ist nicht so wichtig, dass sie ein bautechnischen Handwerk erlernen, sondern die Verantwortung wahrnehmen und annehmen, denn das ist das wirklich operative der Architektur. Später lernt man dann das Bauen, hinzu kommt die Erfahrung, wie man den handwerklichen Fehlern nicht "auf den Leim kriecht". In der Ausbildung muss die Architektur zu den Grundfragen der Gesellschaft zurückgehen, ebenso wie zur historischen Architektur, um nicht den modischen, aktuellen Trends zu erliegen. So könnte man z.B. die Bauten von Herzog &de Meuron oder anderen Architekten hinterfragen- warum machen die das so, oder braucht das unsere Gesellschaft.? Was bringt uns diese Architektur? Aus so einer Haltung heraus die Objekte betrachten und prüfen, das wäre vielleicht ein wissenschaftlicher Anspruch. Untersuchen wir doch mal- wie ein Mediziner ein Medikament, das auf dem Markt gekommen ist- die Objekte auf ihre Langlebigkeit, ihren Nutzen, ihre Auswirkungen. Das ist auch Teil des architektonischen Handwerks, um zu verstehen, dass Architektur eben nicht einfach nur Form und Objekt ist.

trans: Wie sehen sie unter diesem Gesichtspunkt die Ausbildung der Bauhandwerker?

Diese Entwicklung verfolge ich neugierig. Ich glaube nicht, dass es unbedingt bedauerlich ist, dass gewisse Handwerksberufe aussterben. Da bin ich etwas optimistisch, auch was die ganze Industrialisierung betrifft. Wichtig ist die Qualität der Arbeitsmittel- aber auch durch diese kann man nicht weniger anachronistisch bauen als früher. Betrachtet man allein das Herstellen der

Elektrik in einem Gebäude. Primitive Elektrik, nicht zu vergleichen mit der eines Autos, die Kosten liegen aber prozentual genauso hoch. Absurd, dieses anachronistische Herstellen, aber womit hängt das zusammen? Weil das Bauen industrielle Zugriffe nicht so einfach zulässt. Weil man immer noch im Dreck arbeitet, bei jeder Witterung, in der Kälte Dinge zusammen fügt. Unweigerlich stellt sich da die Frage nach dem Low- und Hightec, wo ist dieses machbar? Ich denke da an Projekte von Herzog & de Meuron in China oder an Projekte von uns in Afrika, wo unter ganz primitiven Bedingungen gebaut werden muss und trotzdem hohe Ansprüche von heute realisiert werden. Hier ist ein riesiges Entwicklungspotential.

trans: Wie betrachten Sie daher die Vorfertigung?

D.M.: Das ist ein Thema, welches zurückgeht bis auf die Vormoderne. Im Zuge der Industrialisierung hat man versucht Architektur vorzufertigen, hat Bauteile gefertigt und zusammengefügt als Module. Solche Module waren grösser als ein Backstein. Mit einem Backstein kann aber vielfältiger gearbeitet werden, weil er klein ist. Es ist wie mit einem Pixel, je grösser, je unsensibler. Dennoch war diese Vorfertigung auch in Bezug auf die Nachkriegssituation sehr wichtig. Die Ansprüche und soziale Situation in den 60er Jahren haben diese Vorfertigung plötzlich vergessen lassen.

Heute sehe ich hierfür, auch durch den Computer, wieder eine grosse Chance. Die moderne Technik ermöglicht es Bauteile individuell und massgeschneidert vorzufertigen, denn auch Topografie bleibt Topografie.

Durch die Vorfertigung dürfte sich im Siedlungsbau eine Verkürzung der Bauzeit deutlich bemerkbar machen, beim Einzelhaus ist diese nicht wesentlich. Doch Einfamilienhäuser sind eher sehr anachronistisch. Wir Architekten haben diese oft als Bauaufgabe und wissen längst um die Unzulänglichkeiten von Einfamilienhäusern. (energetische Probleme, die Zersiedelung...) Minernergiehäuser als Einfamilienhäuser? Warum macht man das, auf der Suche nach der kleinsten Oberfläche? Wieso muss eine jede Familie ihr eigenes Minergiehaus, mit ausserdem noch möglichst vielen Fenstern, besitzen? Das ist doch ein totaler Widerspruch in sich.

trans: Wie beurteilen Sie die schweizer Baukultur, vielleicht auch gerade im Vergleich zu Holland oder Österreich?

D.M.: Durch meine Tätigkeit in Graz betrachte ich gerne die Schweiz von Aussen und bemerke, dass ich die Schweiz auch anders ansehe. Bewegt man sich von aussen auf sie zu und betrachtet diese Einfamilienhäuser aus Beton, ist es schon skurril. Besonders wenn man sich vor Augen führt wie lange heute eine Familie besteht, statistisch einfach zu ermitteln an der Dauer der Ehen. Eigentlich sollte ein Einfamilienhaus nicht für länger als 5 Jahre geplant werden, oder? Dann kommt was anderes. Ich denke, diese gesellschaftlichen Veränderungen haben dazugeführt, dass auch Architektur beweglicher werden muss. Nicht im mechanischen Sinn- das man das Alte abbricht und ersetzt, aber dass man vielleicht von einem Haus in ein anderes zieht. Dies ist in der Schweiz noch nicht so etabliert. Die Schweiz ist ein Land mit sehr vielen Einfamilienhäusern als Eigentum, nicht angemieteten. Daher ist auch alles etwas träger. In anderen Ländern ist diese Tradition nicht so stark ausgeprägt. Dort ist die Tradition von Wohnungen viel stärker, in denen man nicht ein Leben lang wohnt. Jedes Land hat da seine Eigenheiten. Diese Eigenheiten können sich aber auch verselbstständigen. So erscheint es verwunderlich, warum gerade in der Deutschschweiz- vor allem in Basel, Bern und Zürich- gerade die einheitliche Ästethik der massiven Lochfassade geprägt wird. Wie können so verschieden Städte zu gleicher Gestaltausssage gelangen? Hier glaube ich nicht, dass es sich um eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der jeweiligen Situation handelt. Gerade diese Eigenheiten der Städte/ Länder müssen zu Verschiedenheit in der Architektur führen, trotz der gesamten Vernetzung. Orte müssen eine Identität behalten.

Der Einfamlienhausbau in Deutschland und Österreich ist vor allem durch vorfabrizierte Bauten geprägt. Bauten, die billig sind und ohne Architekten ausgeführt werden, die Bauwirtschaft baut die Häuser. Die öde Zersiedelung wird beschleunigt, da Dorf- und Stadtstrukturen fehlen. Diese Situation haben wir in der Schweiz nicht, die Architekten bauen die Häuser. Eine gute Situation für die Architektur und die Häuser, denn diese Bauten sind

unsere Labore, die Versuchplätze der Architekten. Diese Kontinuität in der Baukultur bringt auch eine Qualität für die Städte. Es ist eine wichtige Komponente, da sie eine kulturelle Qualität darstellt.

trans: Was denken Sie über solche kompletten Rekonstruktionen wie den Wiederaufbau des Stadtschlosses Berlin und die Stildebatte?

D.M.: Berlin ist ein Spezialfall. Diese retrospektive Haltung ist meiner Meinung nach ein gesellschaftliches Problem, nicht ein architektonisches. Es ist doch oft so, dass sich in gewissen Zeiten der Verunsicherung die Menschen oft auf alte Werte rückbesinnen, um den Problemen auszuweichen. Betrachtet man die letzen 200 Jahre, dann hat man viele Stile ausprobiert. Die Architekten müssen aber eine Gesamtbilanz der Situation ziehen, nach vorne und zurück schauen, die Vielschichtigkeit der Städte betrachten und überlegen, wie sich heutige Entscheidungen auf später auswirken, dann ist man solchen gesellschaftlichen Strömungen weniger ausgesetzt. Das heisst nicht, dass man diese nicht minutiös beobachten muss, aber man muss sie kritisch hinterfragen und kommt so eventuell zu anderen Schlüssen. Wenn ich an Berlin denke, denke ich an Kollhoff, er ist für Berlin eine Schlüsselfigur. Er hat früher unheimlich interessante Bauten gemacht und was er sagt, ist nicht uninteressant. Daher wäre spannend zu erfahren, was er über die Schlossdebatte denkt. Den Ansatz, dass er für Berlin als Stadt ein gewisse Prägnanz und Dauerhaftigkeit verlangt, eine Trägheit, finde ich nachvollziehbar. Eine Stadt wie Berlin braucht dieses Steinerne, es ergibt den Geruch dieser Stadt. Gerade weil Berlin immer in Bewegung und so ausgedünnt ist, benötigt es eine Struktur, die Rückhalt gibt. Die stilistische Auswirkung einer solchen Haltung, dieses Zelebrieren des Architekturambientes, was eigentlich nichts mehr mit den Problemen von heute zu tun hat finde ich problematisch. Diese Retrotendenzen sind in der Schweiz viel weniger spürbar als in Deutschland oder England. Vielleicht liegt das an der Politik und der Suche nach festen Strukturen die es einmal gab, welche man aber nur oberflächlich betrachtet und nicht nach dem schaut, was damit eigentlich verbunden ist. Ich denke, dass sich die architektonische Form von einem Prozesswert bestimmen lassen sollte. Der Stil ist daher für mich in der Bearbeitung völlig uninteressant. Den oder seinen persönlichen Stil als Ausgangslage zu setzen, halte ich für problematisch, da man die der Architektur innewohnende Identdität übertüncht.

trans: Das Mac-Donalds-Problem?

D.M.: Ja, genau dieses dauerhaft gleiche Aussehen ist sehr egoistisch. Das ist das Problem des Stils. Umgekehrt finde ich es viel interessanter, Materialien und Konzeptionsmethoden aus einer Lektüre der Aufgabenstellung zu entwickeln und so eine möglich richtige Antwort zu finden. Dadurch stösst der Architekt ständig auf Neuland, steht immer wieder vor neuen Problemen- das ist die zu lösende Aufgabe. Das Objekt im Kontext zu betrachten, das in Bezug setzen mit seiner Umgebung und Geschichte. Weiterbauen.

Ich betrachte meine Architektur generell als ein Weiterbauen. Es ist nicht ein herausstellbares Thema. Ich bewege mich immer im Kontext, weil ich ihn in jedem Fall wahrnehmen will, er ist Inspirationsquelle und mein Fundus. Die Ideen entwickle ich aus der Auseinandersetzung des Ortes heraus. Das verortet die Architektur, sie hinterlässt Spuren und Narben. Ansonsten entsteht ein Ding, welches überall stehen kann. Genau genommen gibt es solche Dinge- z.B. ein Auto. Ein neues Auto ist so ein oberflächlich erotischer Moment, aber es gibt nichts schlimmeres als ein aus der Mode gekommenes Auto. Man mag es nicht mehr anschauen und es braucht ein paar Jahrzehnte bis man es wieder interessant finden kann. Das ist das Problem von Design und dies sollte nicht zu einem architektonischen werden. Architektur muss immer mit Strukturen und Gravitäten zu tun haben. Daher muss auch Design etwas anderes sein als Architektur, sie kann man nicht einfach entsorgen. Architektur schafft Reibung.

trans: Vielen Dank für das Gespräch.

Das Gespräch fand im September 2004 in Luzern statt.

Daniele Marques ist Dipl. Architekt ETH SIA, BSA, Uni- Professor TU Graz, Lehrstuhl Lanschaft und Architektur.

Janet Schacke ist Architektin, *trans*Redakteurin.